

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 9

Artikel: 15 Jahre Ostasien! : Erlebnisse eines Schweizer Mechanikers im Fernen Osten [Fortsetzung]
Autor: Steiner, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

15 Jahre Ostasien!

Erlebnisse eines Schweizer Mechanikers im Fernen Osten

Von Werner Steiner

Erste Fortsetzung

Zu meiner großen Freude holte er mich am nächsten Sonntag in aller Frühe wirklich ab und führte mich auf gewundenen Wegen über Berge und Schluchten bis an einen ausgetrockneten Flußlauf. Hier sagte er, würden wir Gold finden. Aber es war kein Wasser da. Nai-Röng grub und grub voller Eifer, kam jedoch auf kein Wasser. Schließlich füllten wir meinen Rucksack mit Kies und Sand und gingen damit eine Viertelstunde weit bis zum nächsten Bach, um das Material dort auszuwaschen. Unterwegs erschreckte uns ein riesiger Iguan, der mit einem rasselnden Lärm, ähnlich dem einer ganzen Elefantenherde, durch das trockene Laub und Unterholz flüchtete. Nai-Röng warf einen Stein nach ihm, worauf er mit katzenartiger Behendigkeit auf einen hohen Baum kletterte. Ich mußte laut lachen über den Anblick: der Iguan sieht ganz ähnlich aus wie ein Krokodil, — und man stelle sich nun ein bäumekletterndes Krokodil vor! Nai-Röng war aber über das Zusammentreffen sehr betrübt. Denn der «Hia», wie die Siamesen das Tier nennen, gilt als Wohnsitz verfluchter Seelen. Man sagt, er könne weder auf der Erde noch im Wasser noch auf Bäumen beständig leben, sondern müsse ruhelos bald in diesem, bald in jenem Element sein verfluchtes Dasein fristen.

Wir wuschen nun den Sack voll Kies aus, — Nai-Röng hatte sein «Dulong», eine längliche Holzschüssel, mitgebracht —, fanden aber kein Stäubchen Gold. Nai-Röng wußte sofort warum: erstens hatten wir unterwegs den Hia getroffen; zweitens hatte er, Nai-Röng, vergessen, vor Beginn des Goldgrabens zu beten. Auch darf auf dem Weg zum Graben nicht geflucht oder unanständig gesprochen werden, sonst geht das Gold weg. Nai-Röng erklärte mir das alles sehr eingehend und ich mußte ihm ja glauben: wir hatten die Regeln nicht befolgt und tatsächlich kein Gold gefunden.

Wir taten uns nun gültlich, nahmen ein Bad im Bach, verzehrten das mitgebrachte Essen und kochten Tee, den wir aus schnell hergestellten Bambus-Tassen tranken. Einige Züge aus meiner Kognakflasche machten Nai-Röng redselig. «Sind Sie verheiratet, haben Sie Kinder?» Ich verneinte. «Warum denn nicht? Sie sind doch reich! Alle Weißen sind reich!» «Ich habe bis jetzt nicht die Richtige gefunden.» «Na», meinte Nai-Röng, «man nimmt eine Junge, Schöne, und wenn sie keine Kinder bekommt, nimmt man noch eine andere dazu.»

«Gut, ich möchte schon eine Mia (Frau) nehmen, willst du mir dabei behilflich sein?»

«Wenn Ihnen ein Mädchen gefällt, sprechen Sie mit der Mutter, geben ihr etwas Geld und das Mädchen gehört Ihnen.»

«Und wenn ich wieder wegreise und die Mia nicht mitnehmen kann?»

«Mai pen arai! (Das macht nichts.) Sie geben ihr Geld, dann kann sie einen anderen heiraten. Aber nehmen Sie keine von Nai-Hut, die sind alle verdorben. Wo viele Chinesen sind, werden die Sitten schlecht.»

Der Heimweg führt uns durch eine ganz fremde Gegend; oft mußten wir uns mit dem Messer den Weg durch das dicke Unterholz und die Dornen bahnen. Er schlug mir vor, am nächsten Sonntag nochmals auf die Goldsuche zu gehen und ich versprach ihm 10 Ticals, wenn er mir wirklich Gold zeigen würde. Er machte ein erstauntes Gesicht und meinte ganz treuherzig, wenn er das vorher gewußt hätte, dann hätten wir sicher schon heute Gold gefunden, — trotz des Hia!

Am nächsten Sonntag führte mich Nai-Röng an einen ganz anderen Platz. Diesmal hatte er außer dem Dulong ein kleines Hebeisen mitgenommen. Am Rande eines kleinen Baches, der noch ein wenig Wasser führte, machte er Halt und reinigte einen schmalen Fleck vom Laub. Dann kniete er mit gefalteten Händen hin, sprach sein Gebet und fragte mich, ob ich heute noch nicht geflucht oder geschimpft hätte, auch nicht in meiner Sprache? Ich sagte: nein, ich hätte bis jetzt noch keinen Anlaß dazu gehabt, könne aber für nichts garantieren, wenn er heute wieder kein Gold fände!

Er räumte nun zuerst die großen Steine weg und hatte bald ein Loch gegraben, wo er seinen Dulong bequem

handhaben konnte. Er füllte ihn mit Sand, den er von möglichst tief unten heraufholte, und wusch ihn aus. Mit der einen Hand zerwühlte er den Sand, mit der anderen drehte und schwenkte er den Dulong, so daß das leichtere Material gleich wegfloß. Bald war nur noch schwarzer, ganz feiner Sand in der Schüssel, zwischen dem einzelne Goldkörner aufleuchteten. Er hatte sich also seine 10 Ticals schnell verdient! Auch ich versuchte mein Glück und fand einen ganzen Strich feines Gold. Nai-Röng verpackte alles sorgfältig in einem groben Baumblatt, nahm mir aber das Versprechen ab, niemandem zu erzählen, daß er mich an diesen Platz geführt hätte.

In Nai-Hut warteten schon zwei seiner Töchter auf ihn, um mit den versprochenen 10 Ticals gleich Einkäufe zu machen, — so sicher war er also seiner Sache gewesen! Breuse und ich aber leisteten uns an diesem Abend eine Flasche «Guten» zum Nachtessen, um den Fund und unseren künftigen Reichtum zu feiern.

Unsere Arbeit ging indessen rasch vorwärts und eines schönen Tages erhielten wir den Besuch unseres Direktors. Er überprüfte alles, studierte den Bohrplan und veranlaßte eine Anzahl Probebohrungen. Es war nicht ganz so gegangen, wie man erwartet hatte. Auch hatte die Firma an anderen Orten Mißerfolg gehabt und ich spürte eine gewisse Nervosität. Sie hatte nun schon eine schöne Summe, über 1½ Millionen Ticals, in Minen investiert und noch kein Resultat zu verzeichnen. Das Geld war größtenteils zum Ankauf von Minenland und für Optionen verwendet worden. Und die Regierung schien sich mit dem Erteilen von Ausbeutungs-Lizenzen auch nicht gerade zu beeilen. Von Bangkok aus wurde gedrängt, man wolle Resultate sehen. Ich erhielt nun Anweisung, nach Nakhon-Sittamarat zu reisen, dort zwei Bohrmaschinen bereitzustellen, Mannschaft anzuwerben und dann nach Klang-Tub weiterzugehen, um ein dortiges Terrain, das sehr ergiebig sein solle, so rasch wie möglich anzubohren. Addio Nai-Hut, Addio Nai-Röng mit deinen Töchtern! Mir hatte das Leben hier gut gefallen und ich nahm mir vor, später wieder nach Nai-Hut zurückzukommen.

In Nakhon traf ich wieder Herrn Robinson, der in Junkers Abwesenheit Chef war. Er riet mir, mich erst einmal ein paar Tage auszuruhen. Mit meiner Arbeit eile es nicht so. Seiner Ansicht nach war die ganze Prospektiererei reiner Blödsinn.

«Steucli & Co. werden nie ernsthaft Minen ausbeuten», meinte er, «es ist ja so viel einfacher, mit Minen-Grundstücken zu spekulieren.»

Das Ausruhen ging so vor sich: Von neun Uhr morgens bis mittags zwölf Uhr: Whisky mit Soda; Mittagessen; nachher Whisky mit Soda bis sechs Uhr; dann Nachtessen, Besuch bei Robinson in seinem Haus und wieder Whisky mit Soda bis zur richtigen Bettschwere. So ruhte ich mich drei Tage lang aus; in der Zwischenzeit waren die Bohrmaschinen bereitgestellt worden und von Langsuen bekam ich Bericht, daß eine Bohrmannschaft nach Kabit abreise.

Nach zwei Tagereisen — mit Bahn, Schiff und zuletzt zu Fuß — kam ich an meinem Bestimmungsort an. Unterwegs hatte ich einen französischen Minen-Ingenieur getroffen, der mich nicht gerade zur Arbeit ermunterte, als ich ihm von meiner Aufgabe erzählte. «Sie sind der Vierte, der an jenen Platz bohren geht», meinte er lachend. «Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen die Reise ersparen und Ihnen genaue Auskunft über den Erzgehalt geben». Er sollte recht behalten. Ueberall fand ich alte Bohrlöcher, und als ich selbst zu bohren anging, zeigte sich bald, daß die Gegend für eine Ausbeutung überhaupt nicht in Frage kam.

Ich prospektierte noch versuchsweise verschiedene andere Grundstücke, bis ich im August die Anweisung bekam, nach Bangkok zurückzufahren und dort meine frühere Beschäftigung als Akquisiteur wieder aufzunehmen. Da ich aber auch jetzt keinen Vertragsabschluß durchsetzen konnte und mir die Firma Kluster & Co. bessere Bedingungen bot, benutzte ich die Gelegenheit und gab meine Stelle auf.

(Nachdruck verboten)

Jedoch auch am neuen Ort ging es nicht nach Wunsch. Der Chef war zwar ein wirklich vornehmer und großzügiger Mensch, aber als direkten Vorgesetzten bekam ich einen vollständig unfähigen Hochstapler, dem es zu verdanken war, daß die ganze Abteilung nach sechs Monaten aufgelöst und wir alle entlassen wurden. In Anerkennung der Mühe, die ich mir bei der Arbeit gegeben hatte, bezahlte mir Herr Kluster außer meinem Salär noch eine Entschädigungssumme von 1000 Ticals.

Ich werde Minenbesitzer.

Im April schrieb mir mein ehemaliger Kollege Breuse aus Langsuen, daß auch er sein Verhältnis zu Steudli & Co. gelöst habe. Er hätte eine vielversprechende Mine in der Nähe Nai-Huts gekauft, um sie auf eigene Rechnung auszubeten. Ich wäre ihm als Teilhaber und Mitarbeiter willkommen; wir könnten uns vielleicht bei der Gelegenheit auch das goldführende Terrain etwas näher ansehen, das mir Nai-Röng seinerzeit gezeigt hatte.

Ich nahm also Abschied von Bangkok; vorher kaufte ich mir noch, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, ein Gewehr, und zwar einen Expreß mit untenliegendem Schrotlauf, die ideale Waffe für den Dschungel. Es stammte von einem bei Kriegsausbruch deportierten Deutschen, der wohl ein großer Jäger gewesen sein muß; ich führe die Büchse heute noch und habe nicht so bald wieder eine ähnliche gesehen.

Breuse hatte vorläufig noch in Langsuen zu tun und ich reiste zunächst allein nach Takua-Dan, wo unsere Mine lag, um die Vorarbeiten zu besorgen.

Als Reitelefant bekam ich diesmal einen jungen Bullen, der, da er erst kurz vorher aus der Dressur entlassen worden, noch nie einen Weißen auf seinem Rücken getragen hatte. Schon beim Auflegen des Gepäcks zeigte er sich störrisch, aber schließlich hatten wir ihm doch alles aufgeladen und ich nahm mit gemischtem Gefühlen in dem Korb Platz.

Der Mahout*) war ein zwölfjähriger Junge, was mir gar nicht gefallen wollte; ich hätte auf diesem halbwildem Tier lieber einen alten erfahrenen Führer gehabt. Im Anfang ging alles gut und ich faßte schon wieder Zutrauen, als von einem Seitenweg her Leute mit Hunden auf unsere StraÙe einlenkten, uns vorüberließen und dann hinter uns drein trabten. Nun hat auch ein alter Elefant es höchst ungerne, wenn er Menschen hinter sich hat. Aber erst dieser Junge! Zuerst verfiel er in einen unruhigen Trab, wobei er mit seinem Rüssel nach mir spuckte; dann plötzlich schwenkte er links ab und rannte geradewegs in den Dschungel.

Ich duckte mich, so gut es ging, um nicht von den Zweigen abgestreift zu werden; der Junge hämmerte dem nun fürchterlich heulenden Elefanten auf dem Schädel herum und riß ihm die Ohren mit seinem Haken blutig. Ich suchte nach einer Gelegenheit, mich heruntergleiten zu lassen. Damit war es aber nichts, denn nun bockte und tanzte das gänzlich wütend gewordene Tier und versuchte seine Last abzuwerfen; mir wurde ernstlich um mein Leben bang. Da nahte der Retter: ein alter Mahout, der mit dem «Khenando», einem alten Elefantenweibchen, auf dem ich schon oft geritten, von Nai-Hut nach Langsuen unterwegs war, hatte das Geheul meines Bullen — denn Trompeten konnte man das schon nicht mehr nennen! — gehört und sofort gewußt, um was es sich handelte; als Elefantenfänger und Dresseur kannte er sämtliche Elefanten von Langsuen mit ihren Tugenden und Tücken. Mir wurde wohl ums Herz, als ich den Riesenschädel des Khenando aus dem Dickicht auftauchen sah. Erst beschwichtigte er meinen störrischen Elefantenknaben mit ein paar wuchtigen Rüsselschlägen, wobei er schon achtgab, daß er den Knaben, der vorne auf dem Hals des jungen Tieres saß, nicht berührte. Dann begann der alte Mahout selbst seine erzieherische Tätigkeit und bald hatten wir einen schlottenden Kerl vor uns, der den Jungen ruhig absteigen ließ. Mein kleiner Mahout

* Eingeborener Elefantenführer

hatte sich übrigens tapfer gehalten, aber doch beinahe Blut geschwitzt vor Angst.

Ich wollte nun meine Reise auf dem Khenando fortsetzen, aber der alte Mahout lachte mich aus. Er wolle mir schon zeigen, meinte er, daß der junge Bulle ein ganz gutes Reittier sei. Die Mahout-Rollen wurden also vertauscht: Der Junge trabte singend mit dem Khenando weg, der Alte und ich setzten unsere Reise auf dem jungem Tier fort, das, nunmehr eingeschüchtert, mit gesenktem Kopf seiner Wege ging. Die Kunst des alten Mahouts bewährte sich: die letzten Stunden unseres Rittes verliefen ruhig. Der junge Bulle hatte sich wieder einmal in das Unvermeidliche gefügt.

In Nai-Hut, das etwa eine Stunde von Takua-Dan entfernt war, nahm ich vorläufig bei Nai-Kham, dem Jäger, Quartier. Das ging rasch: seine Hütte wurde einfach durch eine schnell errichtete Bambuswand in zwei Teile geteilt. Nägel oder Draht kennt man beim Häuserbau nicht, alles wird mit «Mätt» gebunden, das sind bastähnliche, etwa 2 mm breite, sehr dünne Streifen aus grünem Bambus; beim Eintrocknen ziehen sie sich zusammen und halten dann ganz fest. Den größeren Teil der Hütte bewohnte Nai-Kham mit seinen beiden Frauen. Als der Jäger meine fabelhafte Büchse in die Hand nehmen durfte, staunte er nicht schlecht. Er bewunderte sie mit vielen Ausrufen, streichelte sie wie einen Menschen und sah ihm an, daß er in diesem Moment seine beiden Frauen, seinen ansehnlichen Reisvorrat, seine Hütte und seinen Zinnerzack für die schöne Waffe hergeben hätte. Die Büchse bewährte sich noch am gleichen Abend: Nai-Kham führte mich zu einem guten Hochsitz und ich schoß einen I-Keng-Bock (eine Art Reh), ohne vorher einen Probeschuß getan zu haben.

Nach dem Nachtessen saßen wir noch ein wenig beisammen. Nachbarn kamen, man begrüßte sich und packte Neuigkeiten aus. Die Chinesenmine, von der ich schrieb, war inzwischen von einer australischen Gesellschaft aufgekauft worden. Ein schönes Bungalow war entstanden, drei Minen-Ingenieure eingezo-gen, ein Engländer und zwei Australier, die das übrige zu der Mine gehörende, noch unberührte Gebiet abhören ließen. Am folgenden Morgen machte ich den weißen Kollegen meinen Anstandsbesuch. Ich war erstaunt über den Luxus, den ich da fand: überall Doppeltüren mit Moskitogittern; feine Möbel, ein riesiger Eiskasten, Zeitungen, die neuesten Bücher, ausgewählte Schnäpse, Bier. Als ständige Bewachung hatten sie trotz des Staheldrahtzaunes noch zwei Inder. Das Lager verfügte über die modernsten Waffen; überdies trug jeder noch eine Mauser-Repetierpistole bei sich, von der er sich nur im Hause trennte. Auch die ganze Bohrmannschaft — alles Malaien — war während der Arbeit bewaffnet.

Da ich die Verhältnisse von Nai-Hut von früher her kannte, waren mir die Herren für alle Auskünfte dankbar und luden mich zum Mittagessen ein. Es gab Schildkrötensuppe, Champignon-Pasteten, Rehfilet, Dessert, eingemachte Pfirsiche, Käse, dazu kaltes Bier und nachher Kaffee mit Napoleon-Kognak. Es fehlte wirklich nichts, um gesund zu bleiben!

Am Nachmittag sah ich mir Takua-Dan näher an; Nai-Kham hatte in zwischen mit vier Mann einen Weg gangbar gemacht und ich bezeichnete ihm den Platz, wo unser «Haus» gebaut werden sollte. Als Breuse nach vier Tagen anrückte, konnten wir es gleich beziehen. Wir fanden es ein bißchen eng für uns beide und so wurde in aller Geschwindigkeit für mich ein neues gebaut. Nai-Kham und einige andere Siamesen richteten sich etwas abseits auch wohnlich ein.

Um für die im Juli beginnende Regenzeit gewappnet zu sein — wir schrieben jetzt Mai —, mußten wir zunächst Dämme errichten und Gräben ziehen. Gleichzeitig begann die Minenarbeit; Muster wurden gezogen, der Zinngehalt und der zu erwartende Gewinn berechnet. Zwei kleine Bäche, die etwas Wasser führten, aber zu wenig, um während der Trockenzeit arbeiten zu können, mußten gestaut werden. Unsere Stichproben ergaben gute Resultate, an einigen Stellen erreichten sie mehr als Catly-Größe (1 Catly = 600 gr Erz auf 1 Kubikyard Erde). Falls sich der Zinnpreis halten würde, waren unsere Aussichten die denkbar besten.

Eines Morgens besuchte mich mein alter Freund Nai-Röng. Er brachte mir eine Durian *) als Geschenk mit und pumpete mich gleich um drei Ticals an, die er dringend brauche. Ich mußte mich in Nai-Hut nach einem Koch umsehen und wir machten uns gemeinsam auf den Weg. Bald fing er wieder von unserem alten Thema, den Frauen an.

«Die drei Farangs (siamesischer Ausdruck für die Weißen) da vorne haben auch Mias gekauft.»

«Wo und zu welchem Preis?»

«Zwei haben Mädels von Langsuen; der dritte hat eine von Baudan mitgebracht. Jeder hat zweihundert Ticals für sie bezahlt.»

«Das ist viel Geld. Letztes Mal hast du doch eine viel kleinere Summe genannt?»

«Dafür darf auch die Mutter nicht ins Haus kommen. Wenn man die Mutter in Kauf nimmt, kann man schon für 40 Ticals eine Mia haben.»

«Schön. Wenn ich nun z. B. Nang-Ko gerne heiraten möchte, willst du dann deine Frau auch gleich los sein?»

«Reden Sie mit meiner Alten!» meinte er ergeben.

Nach einer kleinen Pause setzte er nochmals an.

«Der eine Farang ist für vierzehn Tage verreist; da ich als Doktor alles darf, kann ich Sie leicht zu seiner Mia führen. Sie heißt Nang-Muc, ist sehr hübsch und wohnt allein; der Herr hat ihr eine Hütte bauen lassen. Als Wächter hat er ihr nur eine alte Frau beigegeben.»

«Ich möchte sie schon einmal sehen, wenn ich bloß sicher sein könnte, daß der andere nichts davon erfährt.»

Nai-Röng bezeichnete mir die Hütte. Sie stand allein unter Mango-Bäumen, hatte ein kleines Gärtchen und eine Treppe statt der üblichen Leiter. Das Ganze gefiel mir und ich ging auf Nai-Röngs Vorschlag ein. Er werde ihr schon Bescheid sagen, meinte er verschmitzt. Ich könne dann am Abend ohne weiteres kommen.

Wir trennten uns; Nai-Röng ging seinen «dringenden Geschäften» nach und ich auf den Markt, um mich nach einem Koch und ein paar Kulis umzusehen. Jetzt erst fiel mir auf, daß nur die Chinesen arbeiteten; die Siamesen lagen herum oder standen vor den Läden: sie hatten Feiertag. Man wies mich mit meinem Anliegen nach Nai-Khams Haus, wo eine fröhliche Gesellschaft beisammen war, die lachend und johlend eine Art Kegelspiel betrieb. Natürlich war auch Nai-Röng da und gehörte zu den eifrigsten; ein wichtigeres Geschäft hatte er für den Augenblick nicht. Ich stiftete eine Flasche Schnaps, um mir Freunde zu machen. Das Spiel, zu dem es übrigens ziemlich viel Übung braucht, wurde mir erklärt, ich spielte mit und — Koch und Kulis waren bald gefunden.

Die folgenden Tage regnete es und wir bekamen alle Hände voll zu tun, denn zu allem Unglück hatte noch eine Herde wilde Elefanten den anderen Damm demoliert. Gleichzeitig bekam Breuse das Fieber. Es war ein Glück, daß wir einen Vorrat an Fleisch besaßen, denn zum Jagen hatte ich jetzt keine Zeit mehr. In dieser Lage erwies sich Nai-Kham als sehr wertvoll; er brachte es fertig, mit Essig, Salz, Rauch und Beize das Fleisch so zu konservieren, daß auch nicht das kleinste Stückchen verloren ging. An dem Reh, das ich tags zuvor geschossen hatte, konnten wir eine ganze Woche lang essen.

Eines Nachts, als wir schon schliefen, wurde Alarm geschlagen. Zwei starke, hochgewachsene Siamesen, Elefantentreiber — andere wären wohl unter den nachstehend beschriebenen Umständen nicht dazu zu haben gewesen, von Nai-Hut zu uns herüberzukommen —, überbrachten uns folgenden Brief:

«Lieber Herr Steiner, wir sind hier umzingelt, Nai-Hut ist in Aufruhr, bitte kommen Sie uns zu Hilfe.

Hyde.»

«Ja, was ist denn los?»

«Die Farangs haben Streitigkeiten mit den Chinesen-kulis; beim heutigen Lohnauszahlen sollen einige zu kurz gekommen sein, auch stimmt es mit der Verköstigung nicht, die Herren haben mehr versprochen als sie dann hielten. Sie sind in Hu-Chaigs Haus und haben ihre püns (Pistolen) bei sich, fürchten sich aber, nach ihrem Bungalow zu gehen.»

In der Wildnis muß man sich gegenseitig beistehen. Breuse hatte Fieber und war nicht aktionsfähig. Ich zog mich an, hing die Büchse um, nahm die Blendlaterne in die Hand und folgte meinen Führern, die auch Laternen hatten. Nun ging's im Laufschrift, immer den Abkürzungen nach, nach Nai-Hut.

Hu-Chaigs Haus war von einem großen Menschenhaufen umlagert. Wir konnten uns aber mit Leichtigkeit einen Weg durch die Menge bahnen. Die beiden Farangs atmeten auf, als wir das Haus betraten.

«Ihr wollt nach Hause? Da gibt es nur eines: Respekt einflößen! Zeigt, daß ihr euch nicht fürchtet, euch nichts gefallen laßt.»

«Es ist eine Schande», meinte Hyde, «daß keine Polizei hier ist und Ordnung macht.» Aber meine Ansicht ging dahin, daß wir in diesem Fall am besten daran täten, unsere eigene Polizei zu sein.

Ich öffnete die Tür und schickte den indischen Wächter voraus, dann kam Hyde, der auf meinen Rat eine Pistole zu sich steckte; hierauf folgte Oliver und zuletzt ich. Ich hielt es für ratsam, den Leuten meinen Standpunkt eindeutig klarzumachen:

«Wer einen der vor mir gehenden Farangs anrührt, hat eine Kugel im Leib; ihr wißt, daß ich mein Ziel nicht fehle.»

Das wirkte; die Menge verließ sich und wir erreichten unbehelligt das Bungalow. Ein guter Trunk auf den Schrecken war willkommen. Die Herren baten mich, doch die Nacht über zu bleiben, aber ich wollte heim. Auf meinen Rat wurden die Lichter ausgelöscht. Nach einer halben Stunde verließ ich das Haus durch die Hintertür. Keiner der noch herumstreichenden Eingeborenen sah mich, selbst die Wächter waren überzeugt, daß ich im Hause übernachtete.

Mein Weg führte mich an Nang-Mucs Haus vorbei. Ich sah kein Licht mehr, probierte es aber dennoch und klopfte an. Die alte Dienerin empfing mich. Ich brachte meinen schon bereitgestellten Vorwand vor: Ich wollte nicht versäumen, mich nach der Frau von Herrn Earl zu erkundigen, da ich sie ähnlich den beiden Farangs in Angst und einiger Gefahr wähne. Die Alte dankte unständig und öffnete mir gastfreundlich die Tür. Nang-Muc hatte einen Kimono übergeworfen, den ihr Earl einst mitgebracht hatte, und sah reizend aus.

«Sie bleiben natürlich über Nacht hier; ich fürchte mich heute, allein mit der Alten. Ich habe ein schönes Bett und werde kaum atmen, um Sie nicht zu stören.»

«Und wenn ich dich störe?»

«Mai pen arai (das macht nichts), Sie werden mir schon nichts Böses tun, außerdem kann ja die Alte zu Nachbarn schlafen gehen...»

Schon hatte mir die Alte die Wadenbinden gelöst, die Schuhe ausgezogen und einen Kübel mit Wasser bereitgestellt, damit ich noch baden könne. Wir tranken Tee und rauchten gemeinsam an einer Zigarette; Nang-Muc erzählte aus ihrer Kinderzeit; wir hörten, wie die Alte die äußere Tür abschloß...

«Kommen Sie bald wieder», flüsterte Nang-Muc, als ich vor Morgengrauen Abschied nahm. «Heiraten Sie Nang-Kho nicht, sonst kommen Vater und Mutter in Ihr Haus und geben Ihnen Liebestränklein, und dann kommen Sie nie wieder von den Leuten los.»

Nang-Muc hatte Gefallen an mir gefunden, das fühlte ich. Ihr Herr war meistens nur auf ein paar Tage in Nai-Hut, dann wieder wochenlang weg, und sie sehnte sich nach Liebe. Mit Eingeborenen durfte und wollte sie sich nicht abgeben.

Etwas befangen trittete ich Takua-Dan zu. Ich überlegte lange und entschied mich schließlich für Nang-Muc.

Der Himmel hatte sich wieder aufgeheitert, unsere Dämme hatten gehalten. Wir arbeiteten mit zehn Mann und die Gräben waren bald fertiggestellt; eine Schleusen-kammer wurde gezimmert und eingebaut; nun brauchten wir nur noch Wasser, um rationell arbeiten zu können. Jetzt brachte ich auch endlich Zeit auf, nach unserer zukünftigen Goldmine zu gehen. Einen Führer brauchte ich nicht mehr; allerdings mußte ich das nötige Werkzeug und den Proviant selbst schleppen. Gold fand sich auf einem ziemlich ausgedehnten Gebiet, desgleichen Zinn. Neuling, der ich war, träumte ich schon von zukünftigen Reichtümern.

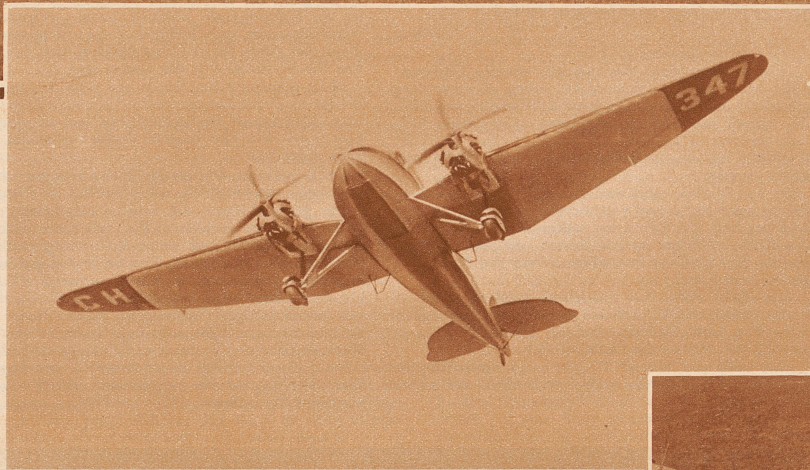
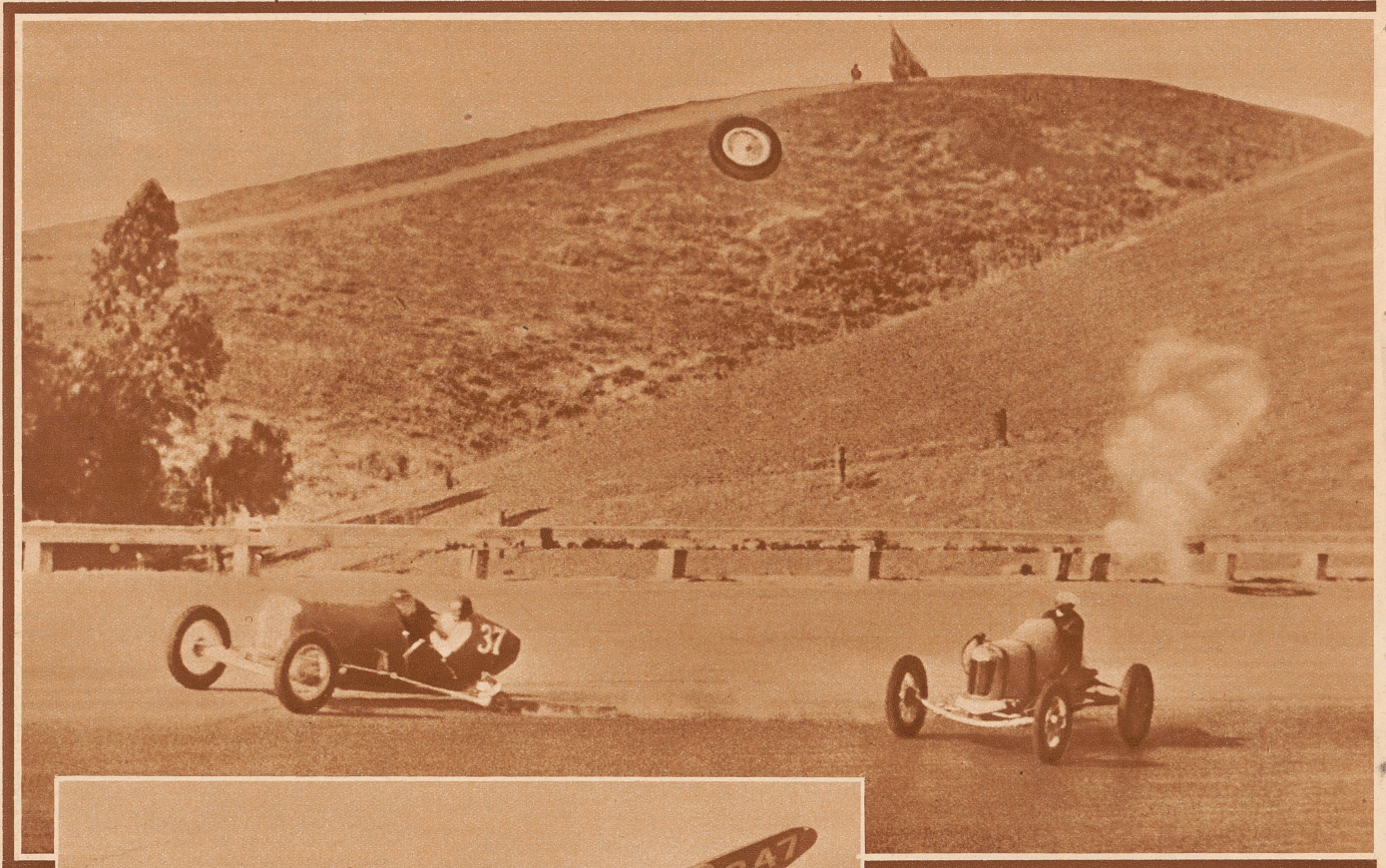
(Fortsetzung Seite 274)



Primitive siamesische Reismühle, auch jetzt noch im Gebrauch bei den Eingeborenen Siams

Aufnahme Lenz

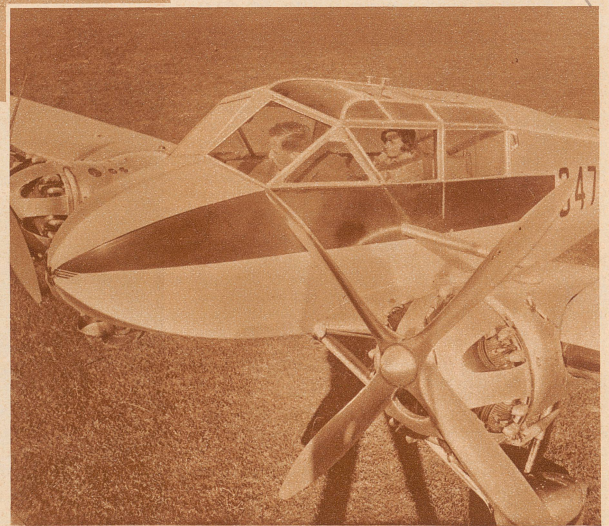
* Körnerfrucht mit stacheliger Schale



Neuer Flugzeugtyp auf dem schweizerischen Luftverkehrsnetz. Die «Alpar» Luftverkehrs-Genossenschaft Bern hat ein ganz neuartiges, vom Schweizer Ingenieur Stieger konstruiertes und in England erbautes Flugzeug erworben. Die Maschine besitzt zwei Motoren von je 75 PS, ihre maximale Geschwindigkeit beträgt 220 km, die Reisegeschwindigkeit 180–190 km. Zuzufolge ihrem Steigungsvermögen bis zu 5000–6000 m eignet sich dieser «Monospar» – das ist der Name des Eindeckers – ganz besonders gut für Alpenflüge. Andere Vorteile: geräumige Kabine mit freiem Ausblick nach vorn, seitwärts und oben, zurückklappbare Flügel, die eine Garagierung in sehr kleinem Hangar erlauben. Der Preis der Maschine beläuft sich auf rund 30 000 Schweizerfranken. Sie soll bei Eröffnung der diesjährigen Flugsaison auf der Linie Basel-Genf in den Dienst gestellt werden. Bild oben: Der «Monospar» im Flug. Bild rechts: Blick auf Führersitz und Passagierraum des «Monospar». Beim Ein- und Aussteigen wird der vordere Teil des Kabinendaches aufgeklappt

Wo bleibt das vierte Rad der Startnummer 37

Zehntausend Zuschauer waren Zeugen dieses sensationellen Zwischenfalles auf der Auto-Rennbahn von Speedway bei Los Angeles: Als der Wagen des Fahrers Provan die Höchstgeschwindigkeit erreicht hatte, löste sich das hintere linke Rad von der Achse, flog 10 Meter hoch in die Luft und landete außerhalb der Piste in einem Wäldchen. 25 Sekunden lang wurde der Sturz des Wagens erwartet. Wunderbarerweise geschah nichts. Provan konnte den Wagen stellen; er und sein Begleiter blieben unversehrt

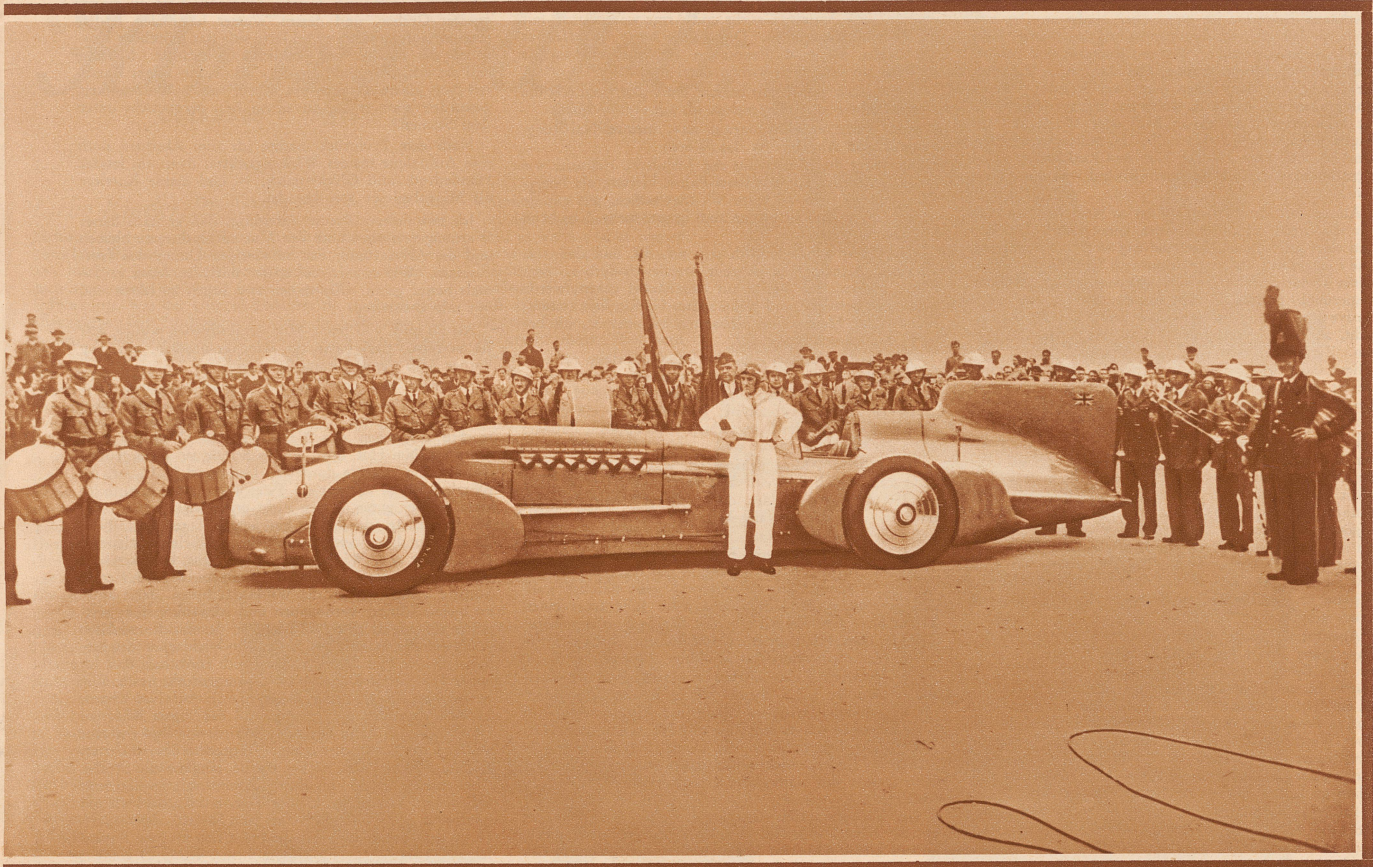


Dr. Egon Seefehner der Generaldirektor der österreichischen Bundesbahnen, ist im Zusammenhang mit der Hirtenberger-Waffentransportaffäre mit sofortiger Wirkung seines Amtes entbunden worden



Jean Renoir, der Sohn des berühmten Malers, gehört zur Gruppe der französischen Avantgardisten, die bestrebt sind, im Film ungeschminkte Wirklichkeit zur Schau zu bringen. Auf Veranlassung des «Film-Studio Zürich» und des «Grupement Cinématographique» Photo-Suisse sprach er vor einer großen Zuhörerschaft im Bellevue-Cinéma, Zürich zu seinem Film «La Chienne» über «le cinéma, l'expression humaine». Der Haupterfolg in seinem Schaffen ist der Film «La Chienne», der menschliche Tragik auf das eindrucksvollste auf der Leinwand gebannt hat

Aufnahme Staub



437 Kilometer in der Stunde

Rascher als man glaubt, ist der Schnelligkeitsweltrekord für Automobile, der bis jetzt von Sir Malcolm Campbell gehalten wurde und auf 408 km stand, gebrochen worden. Am Strande von Daytona-Beach hat Campbell selbst mit seinem Wagen «Blue-Bird» den Rekord auf 437 Stunden-Kilometer hinaufgeschraubt. «Blue-Bird» verfügt über 2 Motoren und 2500 PS. – Bild: Sir Malcolm Campbell mit seinem Wagen vor dem Start

DER GUINAND-PROZESS

Vor dem Geschworenengericht des Berner Mittellandes läuft seit zehn Tagen der Prozeß der Librairie Edition S. A. gegen den neuenburgischen Advokaten Charles Guinand und Mitangeklagte. Die Anklage lautet auf Unterschlagung, Urkundenfälschung, Bestechung und Gehilfenschaft dazu. Zum Prozeß sind etwa 20 Zeugen geladen. Die amtlichen Akten umfassen ein Dossier von mehr als 7000 Seiten.

Aufnahmen Senn



Die drei Angeklagten. Von links nach rechts: Guinand, Müller, Klemm



Die Klägerin Madame Amalie Droz mit einem ihrer Advokaten

Es war keine leichte Arbeit, dieses Goldsuchen. Das Werkzeug versteckte ich zwar über Nacht an Ort und Stelle, so daß ich mich damit nicht belasten mußte. Aber es war ein beschwerlicher Weg mit Rucksack und Büchse: Aufbruch vor Morgengrauen, Heimkehr nach Einbruch der Dunkelheit, dazwischen gute zwei Stunden Marsch, Goldgraben und -waschen, wobei das grabene Material oft kilometerweit zu einem Bach oder Wasserloch getragen werden mußte. Und alles das mutterselenallein, denn ich wich, auch auf den Hin- und Rückwegen, allem Menschlichen sorgfältig aus und niemand wußte um mein Tun.

Als ich mit dem Prospektieren so weit war, daß ich mir ein Urteil bilden und sehen konnte, daß das Terrain einer gründlichen Untersuchung wert war, setzte ich eine Eingabe auf und fuhr damit nach Surat in das Royal Mines Departement (Minenverwaltung der Kgl. Siames. Regierung). In der Eingabe ersuchte ich um eine «Exclusive Prospecting Licence», das heißt, um das Alleinrecht, auf dem betreffenden Grund und Boden zu graben. Zunächst waren eine Menge Formalitäten zu erfüllen; das Schwierige an meinem Fall war, daß mein Gebiet nirgends an schon bekanntes und vermessenes Terrain grenzte. Ich hatte also vorerst eine Karte ausarbeiten.

Bei meinem zweiten Besuch, vierzehn Tage später, wurden dann meine Personalien und eine genaue Beschreibung meiner Person aufgenommen. Besonderes Gewicht wurde darauf gelegt, daß ich eine Narbe aufweisen könne! Ich besaß aber keine, die den Herren als genügendes Merkmal galt; so ließ man mich wieder ziehen. Bei meinem dritten Besuch wurde mir endlich die Bewilligung zum Prospektieren erteilt. Als Gebühr hatte ich 200 Ticals zu bezahlen. Glücklicherweise zeigte ich Breuse meine Papiere; er gratulierte mir und meinte, ich hätte mächtig Glück gehabt.

Aber meine Freude sollte von kurzer Dauer sein; einige Tage später sprach ich bei den Herren in Nai-Hut vor, um eine Bohrmaschine zu kaufen oder zu mieten. Da wurde mir ein Brief aus Surat überreicht, des Inhalts, es sei ein Irrtum unterlaufen, ich wäre nicht zu einer «Exclusive Prospecting Licence» berechtigt, sondern nur zu einer Waschbewilligung, d. h. ich dürfe gegen Erlegung einer Steuer von 10 Ticals mit der Pflanze Zinn waschen. Das machte aber ohnehin jedermann, ohne es sich einzulassen, dafür eine Gebühr zu entrichten!

Ich reiste sofort nach Surat. Man bedauerte außerordentlich höflich den begangenen Fehler, zog mir aber doch an den bereits deponierten 200 Ticals siebzig für entstandene Unkosten ab. Als ich später mit einem Angestellten einer großen Minengesellschaft über den Fall sprach, ließ dieser durchblicken, daß ich die Sache mit der Narbe nicht richtig verstanden hätte; es sei eben Landessitte, sich den Beamten gegenüber in einem solchen Fall erkenntlich zu zeigen, nicht mit einer Narbe, wohl aber mit etwas anderem!

Nun war es dazu aber zu spät und meine Goldhoffnungen konnte ich begraben.

Als ich heimfuhr, wurde im Eisenbahnwagen schon von einem bevorstehenden Sturz des Zinnpreises gemunkelt. In Nai-Hut sprach ich bei den Herren Farangs vor; auch sie hatten schlechte Nachrichten, und ihr Stimmungsbarometer stand tief. Der Zinnpreis war gefallen, die Tendenz stand weiter auf Baisse. Earl war telegraphisch nach Penang berufen worden; mit ihren Kulis gab es von neuem Unannehmlichkeiten; sie hatten Zinn gestohlen. Ich blieb bei ihnen zum Nachtessen und suchte dann Nang-Muc auf, da ich zu müde war, noch nach Takua-Dan zu marschieren. Sie verstand es wunderbar, mich zu trösten. Wir sprachen von allem Möglichen, — nur nicht vom Zinn.

Breuse nahm meine schlechten Neuigkeiten mit der ihm eigenen Ruhe auf. «Und wenn das Zinn auch auf 80 fällt, unsere Mine wird doch rentieren!» (Es war in den letzten Tagen von 127 auf 108 Tical gefallen). — Dann zeigte er mir ein Säcklein mit 20 Catlys, das er am Tag vorher, da der untere Weiher vollgelaufen war, mit sechs Mann ausgewaschen hatte. «In der Regenzeit werden wir mit 20 Mann arbeiten. Bei acht Arbeitsstunden können wir gut 5 Catlys pro Mann und Tag rechnen. Bei einem Taglohn von 1 Tical pro Mann, kommt uns das Zinn nur auf 20 Satangs pro Catly zu stehen», rechnete er aus. «Auch können wir darauf zählen, einige gute Erzgänge zu finden, alle Anzeichen sind dafür da.»

Ich ließ mich gerne von Breuse's Optimismus anstecken. Jetzt mußte nur noch der erwartete Regen kommen, dann war alles gut. Gegen Abend kamen Nai-Röng und seine Frau. Beide hatten sich sehr schön gemacht. Er trug einen neuen Sarong und eine saubere weiße Bluse, sie einen roten Panung und ein Jäckchen von geblühtem Stoff.

«Ist deine Tochter nicht mitgekommen?»

«Doch, doch, sie kommt gleich, sie wäscht sich nur noch die Füße.»

«J-Muh, komm, der Herr möchte dich sehen», flötete jetzt die Mutter.

J-Muh? Ich hatte doch Nang-Kho erwartet? Schüchtern, hübsch einen Fuß vor den andern setzend, kam sie; dann kniete sie mit gefalteten Händen vor mir nieder und verneigte sich. Ich bot ihr einen Platz auf der Bank an, sie zog es aber vor, am Boden zu sitzen.

Bei näherer Betrachtung war auch sie hübsch, sie trug einen blauen Panung, Gesicht und Arme waren frisch mit Stärkemehl eingerieben. Die Zähne hatte sie offenbar mit vieler Mühe weißzuputzen versucht und meinte lachend, sie kaue jetzt keinen Betel mehr.

«Nang-Kho gefällt mir besser. Du willst wohl erst die ältere Tochter los sein?» meinte ich mit ernster Miene.

«Mir käme es nicht darauf an», meinte Nai-Röng, «aber meine Alte hat da das Wort.»

Nun fing die Mutter an, die J-Muh zu rühmen: wie sie viel schneller auf die Betel-Palme kletterte als Nang-Kho, wie sie flink sei beim Wäschewaschen, wie gut sie nähen könne; und sie bringe auch immer mehr Zinn heim als ihre Schwester!

«Der Herr wird glücklich sein mit ihr, und damit ja alles nach seinem Wunsch geht, werde ich auch zu dem Herrn ziehen. Ich werde auf den Markt gehen, werde Feuerholz besorgen, und wenn später ein Kindlein kommt, braucht der Herr keine Hebamme zu nehmen, ich besorge das schon selber.»

«Ich werde mir noch alles überlegen und dann bei euch vorsprechen», damit beendigte ich unsere Unterredung und goß dem Nai-Röng einen steifen Whisky ein. Die Mutter war etwas verstümmt; J-Muh machte ein gleichgültiges Gesicht. Nai-Röng schien froh zu sein, daß die erste Verhandlung vorbei war.

Was mir an J-Muh nicht gefiel, war ihr Name: Muh heißt auf deutsch Schwein. Da war Nang-Kho, die Gläserne, das heißt die Klare, doch eine ansprechendere Bezeichnung. Und erst Nang-Muc, die Perle!

Bei den Siamesen sind Namen wie Muh (Schwein), Pet (Ente), sehr gebräuchlich. Oft werden die Mädchen so getauft, wenn ihr Geburtstag in das betreffende Jahr fällt. Die siamesische Zeitrechnung geht nämlich nach Zyklen von je 12 Jahren und jedes Jahr trägt einen Tiernamen. Gewöhnlich gibt der Weiße dem eingeborenen Mädchen, mit dem er zusammen lebt, einen europäischen Namen, worauf das Mädchen sehr stolz ist.

Der erwartete Regen blieb aus; Nai-Khams Gebet vor einem Buddha hatte ebenso wenig Erfolg wie unsere Messungen am Thermo-, Baro- und Hygrometer. Ich hatte nichts zu tun und machte mit Nai-Kham und Nai-Röng weite Streifzüge in die Umgebung, um erziehbare Stellen zu finden. Mehrmals stießen wir auf wilde Elefanten, aber das siamesische Gesetz verbietet es, sie zu schießen.

Der Zinnpreis fiel weiter und weiter, schon war er auf 80 Ticals. Die Nai-Hut-Mine rentierte nicht mehr, andere kleine Chinesen-Minen stellten ihren Betrieb ein. Jeden Tag kamen Kulis zu uns und fragten nach Arbeit. Anfangs Juli fuhr Breuse mit einem Sack Zinnerz nach Tung-Song und löste noch 55 Ticals, aber auch das nur, weil es besonders gutes Material war. Die Zeitungen, die er mitbrachte, waren voll von Nachrichten über den Preissturz auf dem Gummi- und Zinnmarkt.

Wir stellten neue Berechnungen an und versuchten, die Betriebskosten herabzusetzen. Die Transportkosten von Takua-Dan nach Langsuen, ein sehr wichtiger Posten, waren besonders hoch und konnte kaum reduziert werden. Auf 3 km gab es keine Brücke, wir mußten mit Trägern arbeiten und mit Ochsenkarren, die wegen der Ueberfallgefahr von zwei Mann begleitet wurden. Wir konnten es drehen und wenden, wie wir wollten, — für zwei Europäer war die Sache einfach nicht mehr rentabel. In derselben Zeit erhielt ich Bericht aus Saigon, daß ich Aussichten hätte, dort die Montage einer großen Reismühle zu übernehmen; und so war mein Entschluß bald gefaßt.

An meinem letzten Abend in Takua-Dan saßen wir bis Mitternacht beim Schachbrett und der Whiskyflasche zusammen. Dann ging ich in meine Hütte und wollte mich eben niederlegen, als die Hunde anschlügen. Ich fuhr in die Höhe, packte meine Büchse und eilte ins Freie. In der Richtung, aus der das Bellen ertönte, hörte ich einen großen Lärm, ein Brechen und Knacken. Auch Nai-Kham war herbeigeeilt; wir dachten nichts anderes, als daß Elefanten in der Nähe wären.

Dann kam es. Ein alter riesiger Baum senkte sich, erst langsam, dann, als die letzten Wurzeln zerkrachten, mit unheimlicher Schnelligkeit, direkt auf Breuse's Hütte. Bevor ihn einer von uns warnen konnte, war es geschehen: seine Hütte lag plattgeschlagen da, — ein grauenhafter Moment für uns Draußenstehende. Auf meine Rufe kam jedoch erlösend die ruhige Antwort: «Jetzt hetts mi aber fascht putzt!»

Wie durch ein Wunder war jene Ecke der Hütte, von der aus Breuse durch ein Loch nach dem Lärm gekuckt hatte, vom fallenden Baum unversehrt geblieben. Keine 10 cm hätten gefehlt, dann wäre es Breuse böse gegangen. Nai-Kham war vor Schrecken außer sich; weinend und heulend tanzte er herum. Der Koch hatte das Weiße gesucht; so mußte ich allein mit Axt und Messer Aeste und Schlingpflanzen wegräumen und Luft schaffen, bis ich Breuse die Hand reichen konnte. Die Hunde waren spurlos verschwunden.

Von Schlafen war nun keine Rede mehr. In der Whisky-Kiste standen noch zwei volle Flaschen, die leerten wir zusammen.

Am Tageslicht löste sich das Rätsel. Der alte Baum war schon lange durch und durch verfault gewesen, aber eine blühende Krone von Lianen und Orchideen hatte

ihn lebend erscheinen lassen. Er stand dicht an einem unserer Gräben, und dessen Wasser hatte den Boden ringsum aufgeweicht; so erklärte sich das plötzliche Umfallen des Baumes bei gänzlicher Windstille. Mächtig leid tat uns, daß unser treuer «Teku», ein feines Rassestier von einem Dackel, ein Opfer seiner Wachsamkeit geworden war: er lag zu einem Brei zerquetscht unter dem Stamm.

Nach dem Frühstück machte ich zum Abschied noch eine Aufnahme meiner Wirkungsstätte; dann ein letzter Händedruck und Glückwunsch, — und meine Karriere als Minenbesitzer war beendet.

Ich bewunderte Breuse aufrichtig, daß er nach dieser Warnung von oben noch den Mut aufbrachte, zu bleiben und die Arbeit unter den schwierigen Umständen fortzusetzen. Wie er mir viel später mitteilte, hätte er damals besser getan, alles stehen und liegen zu lassen und mit mir abzureisen.

Als ich mich von Nang-Muc verabschieden wollte, war sie verreist. Earl hatte sie, wie versprochen, am Tag vorher nach Penang mitgenommen.

Auf dem Weg von Takua-Dan nach Langsuen sollte ich noch etwas Merkwürdiges erleben. Ich hatte mein Gepäck auf einem Ochsenkarren vorausgeschickt und machte zusammen mit Nai-Kham den Weg zu Fuß. 4 km vor Nai-Hut, dort, wo die Straße auf einer großen Strecke schnurgerade durch die Dschungel läuft, sah ich plötzlich 200 m vor mir ein Tier; was es war, konnte ich trotz meiner guten Augen nicht erkennen. Erst an der Fährte merkte ich, daß es ein junger Tiger war. Nai-Khams Hund zog den Schwanz ein und hielt sich zitternd dicht hinter uns. Wir schritten schnell aus; bald konnten wir das gestreifte Fell deutlich erkennen. Bis auf vierzig Schritte kamen wir an die Wildkatze heran, dann hatte sie meine Schritte vernommen und schwenkte links seitwärts ab. Ich schickte Nai-Kham in den Busch und blieb selbst auf der Straße, den Knotenstock schlag- und wurf- bereit in der Hand. Ich ärgerte mich furchtbar, daß ich meine Büchse mit dem Gepäck vorausgeschickt hatte. Wie selten bot sich so eine Gelegenheit! Auf Nai-Khams Lärm hin erschien programmgemäß des Tigers Kopf im Unterholz. Ich stand nur zehn Schritte von ihm entfernt und er hatte mich sicher eräugt. Trotzdem überschritt er, als Nai-Khams Lärm stärker wurde, langsam die Straße. Aber meine ganze Jagdlust schwand, als ich ihn von nahem sah: es war ein kleines Tier, nicht größer als ein Laufhund, und fürchterlich, fast zum Skelett, abgemagert. Unter dem Bauch hing ihm die Haut fast bis zum Boden. Ich ließ meinen zum Wurf erhobenen Knüttel sinken; diesem armen Kerl hätte ich lieber ein Stück Fleisch hingeworfen!

Gefährliche Fahrt. — Die Zuchthausinsel. — Neue Arbeit.

Die Fahrt von Bangkok nach Saigon werde ich nicht so bald vergessen. Ich reiste mit der «Donai», einem alten Kasten, der in Singapore als nicht mehr seetüchtig ausrangiert worden war; er wurde dann auf einer Auktion von einer französischen Gesellschaft erstanden, die ihn hochversichert zwischen Bangkok und Saigon kurieren ließ. «Donai», das war bereits sein vierter Name. Der Kapitän, ein Bretone, hatte mir im «Troadero» in Bangkok, wo ich ihn kennengelernt hatte, sein Leid geklagt: bei diesem miserablen Schiff müsse er für jede Reise neue Leute engagieren und bekomme überhaupt schwer etwas Rechtes. Darsal hatte er als Schiffingenieur einen stämmigen Marsellier. Mit seinem Ingenieurtitel war es allerdings nicht weit her; ich kannte ihn noch von früher, als er Mechaniker auf einer Baggermaschine war. Er schwur bei allen Heiligen, daß dies seine erste und letzte Fahrt auf dieser alten Sardinienbüchse sein solle. «Ung bong coup de veng, — et nous sommes certainement foutus», meinte er in seinem schönsten Marsellier-Französisch. Nicht einmal eine Funk-Anlage war an Bord, trotzdem damals schon die Vorschriften in Kraft waren, wonach jedes passagierführende Schiff mit einer solchen ausgerüstet sein mußte. «Ong foutera des pétards eng l'air avang de crever», war der Trost meines Marselliers, als wir bei Tisch darüber sprachen.

Am dritten Tag unserer Fahrt zeigte das Logg nur noch 5 Knoten. Auf unsere Frage teilte uns der Chefmechaniker unter greulichen Flüchen mit, daß er von jetzt an mit Tongkingkohlen heizen müsse, die von solcher Qualität seien, daß er die reinste Schlackenfabrik damit auftun könnte.

Essen und Wein auf der «Donai» waren vortrefflich und der zweite Offizier sorgte auch stets für frische Fische. Seine Angel bestand einfach aus einer Leine mit ein paar Hühnerfedern als Köder. Bei richtigem Anbiß rollte die Leine langsam ab und setzte gleichzeitig ein Lärminstrument in Funktion. Mit dieser schlaun Einrichtung fing er sogar große Fische, einmal einen 2 Meter langen Hai, den die anamitische Mannschaft mit Schmuzeln verzehrte.

Die wenigen Reisenden, ein französischer Baron, ein belgischer Minister, eine junge Modistin, ein amerikanischer Arzt, ein englischer Versicherungsagent, waren die angenehmste Gesellschaft, die man sich nur denken konnte.

(Fortsetzung folgt)